

Zeitschrift: Mitteilungsheft / Heimatkundliche Vereinigung Furttal
Herausgeber: Heimatkundliche Vereinigung Furttal
Band: 31 (2002)

Artikel: Der Otelfinger Schreiner Jacob Schlatter : Autobiografie eines bewegten und erfüllten Lebens (1853-1935)
Autor: Schlatter, Jacob
Kapitel: Auf Wanderschaft
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1036691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf Wanderschaft

Doch nun wieder zurück zu meiner lieben, jungen Frau. Nach der Hochzeit ging ich nach Zürich, denn ich musste meine ganze Militärausrüstung wieder abgeben, da ich für 2 Jahre Urlaub hatte. Dann musste ich ein Wanderbuch und den Heimatschein besorgen, dann ich wollte sobald als möglich noch im Mai auf die Wanderschaft. Verschiedene Abschiedsbesuche mussten wir machen bei Verwandten und Bekannten, dann meldete ich mich beim Sektionschef ab, packte meine Reisetasche, und auf den 6. Juni 1876 wurde meine Abreise festgesetzt. Von den letzten Stunden bei meiner Liebsten will ich nicht berichten, das müsste ein jeder selbst durchmachen, wer einen Begriff davon haben wollte. Meine Kameraden begleiteten mich bis nach Baden, dann ging es mit der Bahn nach Waldshut, wo ich übernachtete. Ich wollte nach München, konnte aber wegen der grossen Überschwemmung, die anfangs Juni stattfand, nicht über Winterthur fahren, weil die Brücken weggerissen und grosse Strecken der Bahnlinie unterfressen waren. Bei Waldshut lagen in der Ebene dem Rhein nach Tausende von Klaftern Holz, Saghölzer und Bauholz 10 Schuh hoch in den Baumästen hängend, so hoch ergoss sich der Fluss über die Felder. Am Morgen mit dem Frühzug fuhr ich nach Schaffhausen und Konstanz. Nach dem Mittagessen schaute ich mir die Stadt an und fuhr mit dem Schiff nach Friedrichshafen. Dort traf ich einige Handwerksburschen, die von München und Augsburg kamen, die sagten mir, ich solle nur wieder umkehren, es sei nichts los da draussen, es gebe nirgends Arbeit, und ich brauchte nur noch Geld. Ich kehrte wieder um und fuhr über den See nach Rorschach. Dort schaute ich mich nach Arbeit um und kam in die Werkstatt von Schreinermeister Egger. Da traf ich zu meinem Erstaunen einen guten Bekannten, der auch neben mir bei meinem Lehrmeister gearbeitet hatte. Es war Salomon Albrecht von Dielsdorf, und ich freute mich, gerade im Anfang einen Bekannten gefunden zu haben. Ich bekam dort Arbeit und das Heimweh plagte mich weniger. Ich blieb aber nur einige Wochen dort, denn ich konnte nichts neues lernen. Ich ging zu Fuss nach Heiden, das in prächtiger Lage auf der Höhe über dem Bodensee liegt. Dort bekam ich Arbeit bei Schreiner Sonderegger, derselbe hatte eine grosse Werkstatt beim Kurhaus und 6 Arbeiter. Da konnte ich mich etwas einleben und bei der Arbeit und den andern 5 Gesellen spürte ich den Druck des Heimwehs weniger. Es war eine schöne Zeit für mich, es war gerade Heuet. An meinem Kostort hatte ich es gut, das Brot musste ich selber kaufen, aber morgens und abends gab es Milch, Butter und Käse genug. Mein Dienstbüchlein mussten sie mir von daheim schicken, aber das kam unter so schwierigen Umständen und Umwegen durch die ganze Schweiz, dass es 3 Wochen dauerte, bis ich dasselbe erhielt. Das Kuvert war so voll Stempel, dass keiner mehr Platz gefunden hätte.

Ich hatte wieder kein Bleiben in Heiden, ich wollte ins Ausland, besonders wegen dem Militär, da ich mich abgemeldet hatte. So hatte ich zu gewärtigen in

den Wiederholungskurs einberufen zu werden. Dann hätte ich doch heimgehen und meine Effekten wieder in Empfang nehmen und einrücken müssen. Das wollte ich verhüten, darum musste ich fort von Heiden. Es war ein schöner Sonntagmorgen, als ich, begleitet von meinen Kollegen, von Heiden Abschied nahm und gegen Wolfhalden und Rheineck zu schritt. Einer meiner Kollegen trug meine Reisetasche und sagte, er wolle probieren, wie viel er mit Fechten [Betteln, Schnorren] zusammenbringe. Die Strecke war ungefähr 1 Stunde weit, und es hatte viele Häuser und Wirtschaften an der Strasse. Bis wir nach Rheineck kamen, hatte er über 5 Franken zusammengefochten. Das reichte für Znüni reichlich, und aus dem Überschuss kaufte er mir 1 Dutzend Landjäger als Reisebegleiter. Dann nahm ich Abschied. Ich fuhr mit der Bahn nach Basel und kam am Abend daselbst an. Ich übernachtete im Ochsen in Kleinbasel. Meinen Rock hing ich an die Wand, und doch haben mir über Nacht die Mäuse ein Loch in die Tasche gemacht und meine Landjäger angefressen. Am Morgen reiste ich zum St. Johannotor hinaus am Schweizerzoll vorbei dem Elsass zu. Ich beabsichtigte zu Fuss nach Mülhausen und Strassburg zu gehen.

In St. Ludwig, einer grossen Ortschaft unterhalb Basel, fragte ich im Vorbeigehen bei einem Meister um Arbeit. Er sagte, wenn er nur Platz hätte, so könnte ich bleiben. Ich setzte meinen Weg fort, und etwa nach einer halben Stunde kam mir einer nachgelaufen und sagte, ich solle wieder mit ihm umkehren, ich könne Arbeit haben, der Meister schicke einen anderen fort. Am Sonntag war ich in Heiden fort und am Dienstagmorgen arbeitete ich schon wieder im Elsass. Es wurde meistens polierte Arbeit gemacht und sauber musste sie sein, denn der Meister Stark war ein exakter. Ich war sehr gern dort. Die Meisterin kochte ausgezeichnet und kargte nicht mit dem Essen. Sie war noch jung und war Hebamme,. Ich kam gut aus mir ihr, und wenn der Meister am Sonntag ausging sagte sie zu mir: »Jakob, bleiben Sie nachmittags bei mir daheim und leisten Sie mir Gesellschaft. Wir bekommen dann etwas Gutes z'Vesper und trinken miteinander ein gutes Glas Wein«. Ich blieb dann gerne bei ihr, ich konnte doch mein Geld sparen. Der Meister zeigte mir alles gerne, was ich noch nicht konnte, und dafür arbeitete ich für ihn an den meisten Sonntagen bis zum Essen. Es war kein Schaden für mich. Am 1. November gingen wir nach Basel auf die Messe. Ich liess meine Uhr im Schlafzimmer hängen, und als ich am Abend heimkam, war sie fort, gestohlen. Unsere Magd ging viel mit deutschen Soldaten von der Garnison von Hüningen spazieren, und die hat meine Uhr genommen und nachher einem ihrer Liebhaber gegeben. Man konnte ihr aber nichts nachweisen.

Ich war nun bald ein halbes Jahr hier und musste wieder weiter. Meinen Plan, nach Strassburg zu gehen, gab ich auf, und ich wollte nach Genf. Ich kündete dem Meister auf, aber sie wollten mich zuerst nicht fortlassen. Sie sagten mir, wenn ich keine Arbeit finde, solle ich nur wieder zu ihnen kommen. Ich ging nach Basel und mit der Bahn nach Bern. Ich übernachtete im Schlüssel, wo die

Herberge war. Am Morgen schrieb ich in der Wirtsstube einen Brief an meine liebe Frau, und mein Schirm lag neben mir auf dem Tisch. Als ich den Brief fertig hatte, war der Schirm fort. Ich machte Lärm. Es kam einer zur Tür herein. Ich sagte ihm was geschehen war. Gerade im Hausgang sei ihm einer begegnet, der habe einen Schirm unter dem Arm gehabt, sagte er zu mir. Wir eilten sofort auf die Strasse und sahen den Dieb gegen den Bahnhof laufen. Wir erwischten ihn noch auf der Strasse, ich riss ihm den Schirm aus der Hand, und als er noch aufbegehren wollte gab ihm der andere ein paar Ohrfeigen, und wir gingen wieder in die Herberge zurück.

Unter anderem sagte ein Handwerksbursche, der von Neuenburg kam, dort werde ein Schreiner gesucht in ein Hotel. Er gab mir die Adresse, und ich reiste mit dem nächsten Zug nach Neuenburg. Ich ging sofort zu dem Agenten, der diese Angelegenheit zu besorgen hatte. Man sagte mir, es seien schon 2 dagewesen, aber sie hätten nicht conveniert, ich könne die Stelle haben und sofort eintreten. Ich bekomme im Monat 80 Franken, freie Station und Wäsche im Hotel. Mir war es recht und ich sagte sofort zu, denn ich hatte nur noch ein paar Franken im Sack und noch nichts zu Abend gegessen. Der Agent kam mit mir ins Hotel. Es war das Mont Blanc, ein grosses Haus, am See gelegen. Es gehörte einer Aktiengesellschaft, und der Hotelier war Pächter. Ich wurde von der Gesellschaft angestellt und wohnte nun im Hotel. Der Pächter, Herr Baeder, liess mir sofort ein flottes Nachtessen geben, und nachher zeigte er mir die Zimmer und Möbel und teilte mir mit, dass ich zuerst die Möbel, wo es nötig sei, reparieren und aufpolieren müsse. Wenn ich etwas brauche, Material oder Werkzeug, so solle ich mich an den Sekretär wenden, der werde mir ein Büchlein ausstellen, und ich könne das andere besorgen. Ich war also ganz selbständig. Am Morgen musste ich um 8 Uhr aufstehen, dann zum Frühstück in die Küche. Ich musste mit dem Personal essen. Um 9 Uhr ging ich an die Arbeit bis halb zwölf Uhr, dann musste ich um 2 Uhr wieder anfangen bis 4 Uhr zum Kaffee, dann war Feierabend. Nachher könne ich, so sagte mir Herr Baeder, im Keller helfen, was zu machen sei: Flaschenwein abfüllen, Pilsnerbier in Flaschen abziehen oder dem Portier helfen bis zum Nachtessen. Für dieses bekomme ich Extravergütung, das war mir schon recht. Nun war ich wieder für den Winter versorgt und hatte ein schönes Leben und guten Lohn. Mit dem Portier hatte ich Freundschaft geschlossen, und das hat mir noch manchen Franken und Gratistrunk eingetragen. Über den Winter hatten wir einige grosse Ballabende, und da musste ich servieren helfen. Angetan mit Stehkragen und weisser Kravatte, weisse Weste und Frack von Herrn Baeder geliefert, war ich ein flotter Kellner! Das Liebste war mir dann das Trinkgeld, das sich allemal auf 15 bis 20 Franken belief. Das füllte meine Kasse wieder, besonders da ich sehr sparsam mit dem Gelde umging. Ich ging manchmal mit dem Portier nach Serrière hinaus, wo alle Sonntage Tanz war, und er nahm seine Liebste mit. Wenn er nicht abkommen konnte, so musste ich mit seinem Schatz spazieren oder nach Serrière zum Tanz, und er gab mir das Geld dazu. Der Winter ging so

geschwind vorbei, und meine Arbeit war bald fertig. Da gab es noch ein Fest für die Angestellten des Hotels, es waren unser 23 Personen. Es kamen noch Bekannte aus andern Hotels dazu, und es wurde getanzt und Spiele gemacht. Wir bekamen ein flottes Essen, das Herr und Madame Baeder uns selber servierten, keiner durfte eine Hand rühren. Es war ein schönes Fest und eine Freude für die Herrschaft wie für die Bediensteten. So sollte es eben sein, da wäre es eher eine Freude zu leben.

So kam Ostern heran. Es war schönes Frühlingswetter, und mich zog es mächtig hinaus, an einen andern Ort, wo ich wieder den ganzen Tag schaffen und mich weiter ausbilden konnte. Denn meine Zeit war mir kurz zugemessen, und ich musste sie ausnützen. Nach einer gemütlichen Abschiedsfeier führte mich der Hotelomnibus am Ostermorgen mit meinem Gepäck auf den Bahnhof. Der Portier gab meinen Koffer im Gepäckraum ab und noch ein Abschiedstrunk, und ich dampfte mit dem Zug über Grandson nach Yverdon Lausanne zu, wo ich am Mittag ankam. Dort hatte ich schon einen Schulkameraden avisiert, der holte mich am Bahnhof ab. Es war Daniel Schlatter, ein Sohn von Kaspar Schlatter, auf Wolfen. Ich musste mit ihm zu Mittag essen an seinem Kostort. Dann zeigte er mir den Weg in der Stadt herum, und hin und wieder versuchten wir den Waadtländer. Ich konnte schon 1 Liter bezahlen, denn meine Kasse war in gutem Zustand. Ich besass von meinem Lohn und den Trinkgeldern noch über 300 Franken. Ich glaube, ich war der reichste Schreinergereselle in ganz Lausanne. Aber es war mir nicht wohl, bis ich wieder Arbeit hatte. Schon am Dienstag war ich so glücklich einen Meister zu finden, der mich sofort einstellte. Es war ein Züribieter, hiess Jakob Weber und war von Gossau. Er war schon mehr als 20 Jahre in der Stadt etabliert und hatte ein eigenes Haus. Ich sagte ihm gleich, dass ich meine Fremdenzeit nicht lange ausdehnen könne, ich müsse also in dieser Zeit noch soviel lernen, dass ich im Stande sei, mich später daheim etablieren zu können. Er solle mir Arbeit geben, dass ich dabei etwas lernen könne, der Lohn sei mir nicht die Hauptsache. Es waren unser 5 Gesellen in der Werkstatt. Einer namens Baer war von Hausen am Albis. Es wurde alles polierte Arbeit gemacht, und man bekam die Arbeit im Akkord, verdiente aber noch ordentlich, wenn man sich ein wenig eingeschafft hatte. Die Kost hatte ich etwa 10 Minuten weit weg in der Stadt. Das Schlafzimmer war unten im Keller, für die ersten Wochen musste ich mich leiden.

Daheim in Otelfingen wurde mir schon am 30. Oktober 1876 ein Sohn geboren, und meine liebe Frau schrieb mir, es sei alles gesund und munter. Ich schrieb ihr alle Monate ein Mal, wie es mir gehe. Wir waren immer beieinander, wenn auch nur brieflich, so konnten wir uns doch verständigen. Während dieser Zeit wurde daheim die Eisenbahn fertiggebaut und festlich eingeweiht. Meine Musikkollegen nahmen auch teil daran. Als Festmusik der Gemeinde fuhren sie mit dem Festzug nach Winterthur, für mich hatten sie einen anderen angestellt.

In unserer Werkstatt in der Rue Mercerie in Lausanne wurde wacker gearbeitet, und ich hatte die neue Arbeit bald begriffen und mir die Vorteile derselben angeeignet, sodass ich rasch vorwärts kam. Der Meister war zufrieden mit mir und besserte mir den Lohn auf, ohne dass ich ihn darum anging. Ich machte neben der Arbeitszeit ein schönes, poliertes Arbeitstischchen, das damals 70 Franken gekostet haben würde. Es wurde bis im Herbst fertig, und ich sandte es meiner lieben Frau als Weihnachtsgeschenk. Mein Lehrmeister hat es gar nicht glauben wollen, dass ich das gemacht hätte.

Ich war hier Mitglied der Grütli-sektion, wurde als Buchhalter des Vereins gewählt und freute mich eines guten Ansehens bei meinen Vereinskollegen. Als Abgeordnete mussten ich und der Präsident des Vereins, Heinrich Schoch von Wyla, der später eine Geschäftsbücherfabrik und eine Schreibmaterialwarenhandlung in Winterthur betrieb, mit der Vereinsfahne an eine Fahnenweihe nach Payerne bei Murten und später einmal an eine Delegiertenversammlung nach Sitten im Wallis. Der Verein besass ein Haus an der Rue Madeleine und eine eigene Wirtschaft, im oberen Stock eine Kostgeberei mit Lesesaal. Meine 300 Franken hatte ich vorsorglich bei der Sparkasse des Vereins angelegt.

Im Sommer 1877 konnte ich einmal an einem Montagmorgen nicht aufstehen. Ich musste mich schon am Sonntagmittag hinlegen. Es war niemand da, den ich rufen konnte, bis die Logisfrau zufällig ins Zimmer kam und erschrak, als ich noch im Bett lag, ob meinem Aussehen. Das Gesicht war mit weissen, kleinen Blättern bedeckt und ganz rot. Sie holte den Präsidenten des Vereins von der Arbeit weg, und der holte eine Droschke und fuhr mit mir ins Spital. Ich hatte schon 40 Grad Fieber und wusste nicht mehr, was mit mir vorging. Ich war dann 9 Tage im heftigsten Fieber und ohne Bewusstsein. Tag und Nacht mussten mich 2 Wärter bewachen, sonst wäre ich ihnen zum Fenster hinaus gesprungen. Einmal habe ich einen gepackt und zu Boden geworfen und wollte zur Tür hinaus. Da kam gerade der andere wieder herein, und ich wurde wieder ins Bett speditiert. In meiner Phantasie spielten sich grässliche Szenen ab, ungefähr wie in einem Kino der heutigen Zeit. Als alles vorüber war, konnte ich mich noch an alles erinnern. Es war mir immer, ich sei gefangen und die zwei, die mich bewachten, hätten jeder einen Revolver auf dem Tisch liegen. Die Ärzte hatten die Hoffnung aufgegeben, aber am 9. Tag sah ich zum ersten Mal wieder, dass es Tag war, und ich musste fragen, was das mit mir sei und wo ich mich befinde. Der Arzt sagte mir, es sei ein Wunder, dass ich noch lebe, ich habe es meiner gesunden und kräftigen Konstitution zu verdanken. Jetzt wusste ich was für eine Krankheit ich hatte, nämlich Gesichtsröthe im höchsten Grad, zuerst im Gesicht und dann noch am Hinterkopf. Nun kam der Appetit und damit auch die Kräfte, und nach 14 Tagen konnte ich entlassen werden, aber zum Arbeiten langte es noch nicht. Es war gut, dass ich in der Krankenkasse war, sonst hätte es meiner Barschaft übel ergehen können. Ich habe so schon daraus brauchen müssen. In 4

Wochen konnte ich wieder arbeiten. Als ich aus dem Spital kam, musste ich zuerst ein anderes Zimmer suchen, denn es hatte es schon ein anderer in Beschlag genommen. Den Koffer nahm ich fort, da ich ein Logis gefunden hatte, und als ich meine Habe untersuchte, fand ich, dass der neue Zimmerherr sich meine Abwesenheit zu Nutze gemacht und mir meine Hemden und Socken wüst traktiert hatte. Auch fehlten einige Stücke. Er hatte gewiss gehofft, ich werde sterben, und dann frage niemand mehr darnach. Ich habe ihn darüber zur Rede gestellt, aber er wurde noch grob und wollte von allem nichts wissen. Er hiess Schmid, war Schlosser und stammte von Niederhasli. Es kam aber bald an den Tag, was für ein Geselle das war. Er war nämlich Kassier beim Turnverein, und nicht lange nach unserem Streit hiess es auf einmal, er sei fort nach Frankreich und habe vergessen, die Kasse abzugeben. Die erste Nacht in meinem neuen Logis war aufregend. Kaum war ich recht im Bett, so fing ein Beissen an und von Schlafen war keine Rede mehr. Ich hatte am ganzen Körper grosse, runde Schwielen, und mein Schlafkollege sagte mir, das seien Wanzen. Aber ihn lassen sie in Ruhe, sein Blut munde ihnen nicht, und mich hatten sie so furchtbar gebissen.

Mein Kollege, Heinrich Schoch, suchte nun für uns beide ein Zimmer, und am Abend waren wir schon umgezogen. Wir hatten nun ein schönes, sonniges Zimmer in der Rue Mercerie mit Tisch, Sofa, 2 Sessel und 2 gute Betten, pro Monat 20 Franken. Die Logisfrau war froh ihr Zimmer wieder vermieten zu können, und sie sagte manchmal, so nette und anständige Zimmerherren habe sie noch nie gehabt. Auch mit dem neuen Kostort war ich zufrieden, die Frau war Witwe und hatte erwachsene Kinder. Der Sohn, auch ein Schreiner, arbeitete im gleichen Geschäft wie ich, und die Tochter musste der Mutter helfen, da sie immer 8 bis 10 Kostgänger hatte und es deshalb immer viel zu tun gab. Ich war da wie daheim und konnte der Frau manchmal aushelfen, wenn sie nicht gerade bei Kasse war und doch bezahlt werden musste. An schönen Sonntagen machten wir Ausflüge mit dem Dampfschiff nach Vevey oder über den See nach Evian im Savoyischen. Im Herbst gingen wir nach Grand-Vaud, wo man den ganzen Genfersee überschauen konnte. Da trank man den besten Waadtländer für 60 Rappen den Liter. Da haben wir manchen Liter gehöhlt und guten Räskäse dazu gegessen. Einmal waren wir auch dort in der Sauserzeit und hatten dem Waadtländer Sauser ein wenig zu viel Ehre angetan. Als wir abends mit der Bahn heimfuhren, merkte ich schon, dass sich in mir etwas vorbereitete, das ich lieber allein machen wollte. Ich konnte es kaum erwarten, bis es hiess: Lausanne aussteigen. Ich fühlte, dass die Katastrophe nicht mehr lange auf sich warten liess. 20 Schritt vor mir war der Ausgang, wo ein Eisenbahner und ein Polizist die Billete abnehmen mussten. Es war gut, dass die Beleuchtung etwas mangelhaft war, denn jetzt nahte die Eruption in meinem Magen. Ich hatte noch die Geistesgegenwart mich im Moment umzudrehen, dass mich die beim Ausgang nicht gleich sahen. Wie ich mich nach rückwärts kehrte, gings los, und ehe die anderen es recht begriffen, hatte ich einer noblen Dame die ganze Ladung ins Gesicht und über ihre seidenen Kleider geschleudert. Das dauerte nur einen

Augenblick, ich hörte nur noch «Mon Dieu, mon Dieu» rufen, und bis sich die Anwesenden von ihrem Schrecken erholt hatten, war ich in der Dunkelheit verschwunden. Ich rannte gegen Osten der Linie entlang bis an die Strasse, die nach Ouchy führte, schwang mich über den Hag auf die Strasse und war gerettet. Dann spazierte ich langsam, als ob nichts geschehen wäre, in die Stadt hinauf. Meine Kameraden sagten mir, dass sei eine schöne Geschichte gewesen. Der Dame ihre Kleider seien total kaputt gewesen. Alles habe gefragt, wer das gewesen sei, und die Polizei sei gekommen und habe nach dem Übeltäter gesucht, aber alles umsonst. Es hat mich keiner verraten, sonst hätte es eine teure Geschichte abgesetzt. Ich muss jetzt noch lachen, wenn ich daran denke.

Es kam der Winter, der dort nicht so streng ist wie bei uns. Bis am Silvesterabend hatten wir vollauf zu tun, um mit der bestellten Arbeit fertig zu werden, so dass sie noch vor Neujahr abgeliefert werden konnte. Am Neujahrsmorgen war Zahltag und Abrechnung vom ganzen Jahr. Es wurde nämlich am Zahltag nie der ganze Betrag ausbezahlt, es musste immer etwas stehen bleiben. Das wurde dann am Ende des Jahres mit dem letzten Zahltag ausbezahlt. Das machte dann ein schönes Sümmchen aus. Die Werkstatt wurde für die ganze Woche geschlossen, und die Arbeit fing erst am ersten Montag im neuen Jahr wieder an. Wir machten Ausflüge in die Umgegend. So machten wir auch einen Abstecher nach dem 2 Stunden entfernten Morges, einem kleinen Städtchen am Genfersee. Da war eine Tochter aus unserem Dorf in Pension im Café Cachet. Die haben wir besucht und einen gemütlichen Nachmittag miteinander verlebt. Ich hatte auf Neujahr einen schönen, neuen Überzieher beim Schneidermeister Sommerhalder, der auch beim Grütliverein war, machen lassen. Es kostete 100 Franken und nun noch eine neue Kleidung und 1 Paar neue Sonntagsschuhe, alles für 120 Franken. Ich hatte keine Ahnung, dass ich die neue Kleidung in Lausanne nie tragen würde.

Ende Februar bekam ich Besuch von einem Kollegen aus dem Elsass, der dort neben mir gearbeitet hatte, es war in St-Louis. Er hiess Joseph Kiefer und war von Mühlheim im Elsass. Der war in Zürich gewesen und hatte dort in Arbeit gestanden. Er war dann einmal nach Otelfingen gekommen und hatte meine Frau gefragt, wo ich jetzt arbeite. Sie gab ihm die Adresse, und er kam zu mir nach Lausanne. Da wurden wir rätig, einmal miteinander auf die Walz zu gehen. Ich nahm mein Geld aus der Sparkasse, ordnete die Geschäfte mit dem Verein und ging zum Schneider wegen der Kleidung, denn sie war fertig. Als ich ihm die Rechnung bezahlen wollte und ihm sagte, ich gehe jetzt fort von Lausanne, da wollte er mir das Geld gar nicht abnehmen. Er sagte, wenn ich nun verreisen wolle, so müsste ich auch Geld haben, ich könnte es ihm später per Post schicken. Ich legte das Geld auf den Tisch, aber er liess nicht nach bis ich noch 50 Franken zurücknahm, die ich ihm später zusandte. Das ist doch viel von einem Menschen, der mich ja nicht weiter kannte als vom Verein her. Ich muss schon einen guten Eindruck auf ihn gemacht haben. Als die Schriften in Ordnung

waren, nahm ich Abschied von meinen Bekannten, und wir pilgerten miteinander dem See nach hinauf bis nach Vivis [Vevey] und Montreux, wo wir übernachteten. Meinem Kollegen war das Geld ausgegangen, aber auf der Reise zahlt der, der Geld hat. Ich habe ihn nicht im Stich gelassen. Am Morgen ging bergauf nach Château-d'Oex, und wir marschierten den ganzen Tag. Wir probierten das Fechten, aber es schaute nicht viel dabei heraus. In einer Ziegelhütte bekam jeder einen Teller Suppe, die wir aber nur essen konnten, weil wir Hunger hatten, denn es war nirgends ein Wirtshaus zu finden. Es ist eine armselige Gegend, die Freiburger Hochebene. Die Leute hatten selber nichts, es ist da alles katholisch. Am Abend kamen wir nach dem Städtchen Bulle. Da assen wir etwas, und weil wir müde waren, so fuhren wir mit dem letzten Zug nach Freiburg, wo wir nachts 10 Uhr ankamen. Am Morgen schauten wir um Arbeit, aber es wollte sich nichts zeigen bis am Nachmittag, da hätte Joseph Arbeit bekommen. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn wir beide hätten bleiben können, aber es war nur Platz für einen. Wir besahen uns die Stadt und Umgebung und gingen über die grosse Hängebrücke. Viel neues gab es nicht zu sehen. Freiburg ist eine alte Stadt, gebaut wird nicht viel und Industrie ist fast gar keine, da hätte es mir nicht gefallen. Wir dampften ab und fuhren nach Bern. Da war schon ein anderes Leben, die Stadt auch nicht so öde und einsam wie Freiburg. Es war nur wieder Arbeit für einen vorhanden und weil Joseph kein Geld hatte, so nahm er die Stelle an. Ich hatte im Sinn nach Strassburg zu gehen, um mich dort noch ein wenig umzusehen. Wir trennten uns, und er versprach, so bald er wieder genügend Geld habe, so wolle er auch nachkommen. Ich sollte ihm meine Adresse senden, er sei ja mein Schuldner, weil ich ihn so ohne weiteres die ganze Zeit freigehalten habe.